

Rezensionen

Ursula Bredel: Die Interpunktion des Deutschen. Ein kompositionelles System zur Online-Steuerung des Lesens (= Linguistische Arbeiten, 522). Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2008. 239 Seiten.

FRANZISKA BUCHMANN

Das vorliegende Buch hat die Interpunktion des Deutschen zum Thema, genauer die Form und Funktion der Interpunktionszeichen. Schon der Titel zeigt, dass es sich hierbei nicht um eine (weitere) Erläuterung zum Amtlichen Regelwerk handelt, sondern dass die Autorin aus einer gänzlich neuen Perspektive das Interpunktionssystem rekonstruiert. Sie möchte eine Online-Auffassung etablieren, mit der die Interpunktionszeichen im Hinblick auf den Leseprozess und die von ihnen in Gang gesetzten Sprachverarbeitungsmechanismen analysiert werden können.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel gegliedert, wobei Kapitel II (Form) und III (Funktion) den Hauptbestandteil bilden. Ein hilfreiches Stichwortverzeichnis, mit dem man schnell den Text durchsuchen könnte, fehlt leider. Das Literaturverzeichnis ist aktuell und umfassend.

Im Rahmen dieser Rezension können nicht alle Aspekte ausführlich kommentiert werden, daher richtet sich das Hauptaugenmerk auf nur wenige Forschungsergebnisse.

Nach der Erläuterung der Fragestellung – also die Rekonstruktion des Interpunktionssystems des gegenwärtigen Deutsch – kommentiert Bredel kurz die der Arbeit zugrundeliegenden Annahmen über das Schriftsystem: die Kompositionalität der Elemente der Schrift, die Autonomie des Schriftsystems und die Online-Auffassung. Letzteres verdient hier eine kurze Erklärung. Die Online-Auffassung beschreibt ein besonderes Verhältnis zwischen Schreiber und Leser. Im Fokus steht nicht die syntaktische Einheit, die das Setzen eines bestimmten Interpunktionszeichens verlangt. Vielmehr wird der Sprachverarbeitungsprozess, der durch das gesetzte Zeichen beim Leser ausgelöst wird, in den Vorder-

grund gestellt. Damit löst sich dieses Modell von den tradierten Formulierungen des Amtlichen Regelwerks. Dieses gibt schreiberorientierte Handlungsanweisungen zum Setzen der Interpunktionszeichen und tritt damit eine Lawine von Regeln, Gegenregeln und Ausnahmen los. Dass dies unübersichtlich und problematisch ist, ist nicht neu. Neu ist allerdings – und dies kann nicht oft genug betont werden – dieser Wechsel der Blickrichtung, den die Autorin hier etabliert.

Nun steigt Bredel schnell in ihr erstes Hauptkapitel ein: die Form der Interpunktionszeichen. Das Interpunktionsinventar <. : ? ! , ; () „ - - ` ...> wird aus synchroner Perspektive mit rein graphetischen Kriterien analysiert, jedoch, wenn der Argumentation zuträglich, auch aus diachroner Perspektive. Es werden von der Autorin drei Merkmale herausgestellt: das der Leere, das der Vertikalität und das der Reduplikation. Das Merkmal [\pm LEER] beschreibt, ob ein Zeichen Grundlinienkontakt hat. Hier fallen die diachron gewählten Formen für die Anführungszeichen (spitze, nach innen weisende Klammern) und für die Auslassungspunkte (auf der Oberlinie des Zeilensystems liegend) auf. Das Merkmal [\pm VERT] beschreibt, ob ein Interpunktionszeichen mit einem vertikalen Element die Oberlänge besetzt. Das Merkmal [\pm REDUP] beschreibt, ob das Grundelement eines Zeichens verdoppelt wird. Anhand dieser Merkmale teilt Bredel die Interpunktionszeichen in Filler (Apostroph, Divis, Gedankenstrich, Auslassungspunkte) und Klitika ein: Ein Filler mit [\pm LEER] ist ein Zeichen, das von zwei gleichen Elementen, beispielsweise zwei Leerzeichen, umgeben sein kann. Daraus folgt, dass diese Zeichen einen eigenen Slot besetzen. Klitika mit [\pm LEER] sind die Zeichen, die von zwei verschiedenen Elementen umgeben sind. Sie besetzen keinen eigenen Slot, sondern teilen sich ihren mit dem Buchstaben, an den sie klitisieren.

Als nächstes erläutert Bredel die von ihr favorisierte Struktur des Schriftworts, das sie – analog zur phonologischen Silbe – in einen Anfangsrand, hier besetzt durch den ersten Buchstaben, und einen Endrand, hier besetzt durch den letzten Buchstaben, unterteilt. Der Mittelbereich enthält alle Buchstaben, die nicht der erste und der letzte Buchstabe sind. Bei Wörtern mit nur zwei Buchstaben (*du*) ist der Mittelbereich folglich leer. Dass der Mittelbereich hier nicht weiter unterteilt ist, speziell in mögliche graphematische Silben, muss an dieser Stelle nicht weiter überraschen. Bredel nutzt die Konstituentenstruktur des Schriftwortes, um die Interpunktionszeichen zu spezifizieren. Interpunktionszeichen klitisieren nur am Ende eines Wortes, daher muss die Autorin nur den Anfangs- und Endrand des Schriftwortes näher bestimmen. Das Schriftwort enthält darüber hinaus drei Ebenen: eine Segmentebene S, eine Konstituentenebene K, eine Positionsebene P. Die Autorin zeigt überzeugend, dass die unterschiedlichen Klitika an unterschiedliche Ebenen klitisieren.

Daher ergibt sich folgende Einteilung: S-Klitika mit Anführungszeichen und Klammern, K-Klitika mit Fragezeichen und Ausrufezeichen und P-Klitika mit Komma, Semikolon, Punkt und Doppelpunkt.

Im Kapitel zur Funktion der Interpunktionszeichen kommt nun die Online-Auffassung zum Tragen: Zu jedem Interpunktionszeichen wird der Sprachverarbeitungsprozess analysiert, der von dem jeweiligen Zeichen in Gang gesetzt wird. Dieser Prozess kann im Abschnitt zu den P-Klitika gut nachvollzogen werden, da er hier besonders konsequent ausbuchstabiert wird. Dennoch gibt es hier Probleme, zum Beispiel bei den syntaktischen Analysen.

In den Abschnitten zu den S- und K-Klitika wirkt der analysierte Sprachverarbeitungsprozess etwas „verwaschen“. Dieser Eindruck löst sich erst mit dem vierten Kapitel, der Zusammenfassung, auf.

Insgesamt lassen sich folgende Punkte positiv hervorheben. Die rein graphetische Analyse der Interpunktionszeichen stärkt die bisherige Diskussion um das Verhältnis von Phonologie und Graphematik zugunsten einer Erforschung des Schriftsystems mit rein graphematischen Kriterien. Des Weiteren verdeutlicht Bredel in dieser Arbeit, dass bei der Beschäftigung mit dem Interpunktionsystem deutlich zwischen der Anwendung bzw. Nutzung auf der einen Seite und den Formulierungen des Regelwerks (und des Schulunterrichts) im Offline-Modus auf der anderen Seite unterschieden werden muss. Auch die konsequente Weiterführung und Etablierung des Online-Modells, das Bredel schon 2005 vorgestellt hatte, ist erfreulich. Zunächst nur auf den Punkt angewendet, wird die Online-Auffassung in der vorliegenden Arbeit auf alle Interpunktionszeichen übertragen.

Nachteilig fallen folgende Punkte auf: Die verwendete und neu eingeführte Terminologie wird selten erklärt. Hier wäre eine höhere Redundanz innerhalb der Arbeit hilfreich gewesen, um die Begriffe beständig zu wiederholen, dadurch zu festigen und zu etablieren. Es stellt sich dem Leser zu Beginn des Kapitels 3.3 *Die Klitika* eben schon die Frage, warum P-Klitika P-Klitika und keine S- oder K-Klitika sind. Diese Einteilung wird im zweiten Kapitel erläutert, dann nicht mehr wiederholt; entsprechende Querverweise fehlen an dieser Stelle. Bei der Komplexität des Themas wäre das aber durchaus sinnvoll und beim Lesen hilfreich. Des Weiteren fällt Folgendes auf: Wenn die Autorin ihre Argumentation durch das Hinzuziehen fremder Forschungsergebnisse verdichtet und abstrahiert, dann verdichtet sie ihre Analyse an einigen Stellen so stark, dass das Leseverständnis beeinträchtigt wird.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Der Schreibstil der Autorin ist anspruchsvoll, der Adressat des Buches kann daher nur ein linguistisch vorgebildeter Leser sein und keinesfalls ein Studienanfänger. Besonders für (zukünftige) Lehrer sind die erzielten Forschungsergebnisse jedoch äü-

berst instruktiv. Denn trotz aller Kritik leistet die Autorin einen wertvollen Beitrag, um die Vorurteile über das „undurchdringliche und unüberschaubare“ Interpunktionssystem der deutschen Sprache abzubauen. Sie zeigt ganz deutlich, dass die Interpunktion nicht an deren System, sondern an den Formulierungen des Regelwerks krankt. Mit Hilfe der Online-Auffassung könnte dieser Missstand behoben werden. Bredels Forderung nach einer didaktischen Aufarbeitung ihrer Erkenntnisse kann daher nur positiv unterstützt und mit Spannung erwartet werden.

Literatur

Bredel, Ursula (2005). Zur Geschichte der Interpunktionskonzeptionen des Deutschen – dargestellt an der Kodifizierung des Punktes. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33: 179–211.

Franziska Buchmann

Oldenburg (franziska.buchmann@uni-oldenburg.de)

Sven Staffeldt: Einführung in die Sprechakttheorie. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht. Tübingen: Stauffenburg 2008. 180 Seiten.

JÖRG HAGEMANN

Auch wenn im Folgenden das eine oder andere konstruktiver Kritik ausgesetzt ist: Sven Staffeldt hat seine Sache gut gemacht. Seine „Einführung in die Sprechakttheorie“ entwickelt sich als „Leitfaden für den akademischen Unterricht“. Staffeldts konzeptionell mündliche Vortragsweise erzeugt zwar nicht diese Art des trockenen Humors, wie sie noch in Austins Vorlesungsnachschrift anklingt, aber auch eine gewisse Flapsigkeit kann erfrischend wirken. Die Anordnung der Kapitel zeichnet die Entwicklungsgeschichte der Sprechakttheorie nach – und auch das ist gut so, wenngleich über die Platzierung einzelner thematischer Aspekte (Ausführungen zu den Illokutionsindikatoren und zu indirekten Sprechakten finden sich im Kapitel zu Searles Aktlehre) gestritten werden kann.

Nach einer Verortung der Sprechakttheorie auf der Landkarte linguistischer Teildisziplinen und Gegenstände geht es in den Kapiteln zwei bis vier um die Gründungstexte der Sprechakttheorie, die von Austin stammen. Das erste davon, „Die Geburt der Sprechakttheorie aus dem Geiste der Analytischen Philosophie“, ist zwar voraussetzungsvoller als Staffeldt zugeben mag, von der Sache her ist es als Einstieg in die Thematik jedoch unumgänglich. Zum dritten Kapitel („Austins Lehre von den Unglücksfällen“) ist kritisch anzumerken, dass Staffeldt bei der vergleichenden Gegenüberstellung der Arten des Verunglückens konstativer

und performativer Äußerungen etwas hinter die systematischen Ausführungen Austins zurückfällt, und das, obwohl sich doch gerade in der Vergleichbarkeit des Verunglückens die Hinfälligkeit der Unterscheidung konstativ vs. performativ offenbart.

In den Kapiteln fünf bis acht geht es um die Beiträge, die Searle zur Entwicklung der Sprechakttheorie beigesteuert hat. Systematisch und gut nachvollziehbar wird man aufgeklärt über die Regelmäßigkeit sprachlichen Handelns, über das Prinzip der Ausdrückbarkeit, die Gelingensbedingungen von Sprechakten, die Searlesche Unterscheidung in Teilakte, seine Klassifikationskriterien und die darauf basierende Taxonomie der Illokutionen. Staffeldt modifiziert bzw. ergänzt im Falle der Expressiva die Searleschen Bestimmungen im Hinblick auf den illokutionären Zweck (in Anlehnung an Rolf 1997) und die Entsprechungsrichtung. Ersteres überzeugend, in Bezug auf Letzteres würde Staffeldts Argumentation gewinnen, wenn er stärker berücksichtigen würde, dass einige Expressiva deshalb keinen propositionalen Gehalt aufweisen, weil sie einen solchen als wahr voraussetzen – ein Umstand, den Searle (1982: 34) durchaus gesehen hat.

Um die so genannte Münsteraner Schule geht es in den folgenden drei Kapiteln (neun bis elf). Dargestellt werden sowohl die Methoden zur Ermittlung einer intersubjektiv nachvollziehbaren Binnendifferenzierung der einzelnen Illokutionskraftfamilien als auch die Ergebnisse in Form der entsprechenden Subklassifikationsvorschläge. Der von der Münsteraner Schule favorisierte Analyseweg verläuft von den sprechaktbezeichnenden Ausdrücken über die Handlungsmuster zu den Äußerungsformen. Ausführlicher werden exemplarisch Hindelangs Untergruppen direkter Sprechakte behandelt; die Differenzierungen der anderen Illokutionsklassen werden lediglich als Schaubild dargeboten. Die zusätzliche Darstellung der Funktionen der Gebrauchstextsorten nach Rolf (1993) hätte den Kommentar verdient, dass die dort getroffenen Unterscheidungen bereits systematisch an den Gelingens-, Erfolgs- und Erfüllungsbedingungen ausgerichtet sind, denen für die Weiterentwicklung der Sprechakttheorie zur Illokutionslogik als Dimensionen illokutionärer Kräfte eine besondere Bedeutung zukommt.

Das Kapitel zwölf („Ein sprechakttheoretisches Ärgernis in der Duden-Grammatik“) fällt etwas aus dem Rahmen einer Einführung – auch wenn die von Staffeldt als Anlass zur Wiederholung und Überprüfung des durch die vorhergehenden Kapitel erworbenen Wissens verkaufte Kritik berechtigt erscheint. Das Ärgernis betrifft die Darstellung der Relevanz der Sprechakttheorie für die Beschreibung von Textfunktionen, die sich in der zum Zeitpunkt des Erscheinens der Einführung aktuellen siebten Auflage (2005) der Duden-Grammatik findet. Und die – man

darf sich weiterärgern – in der achten Auflage (2009) unverändert übernommen wurde.

Die vorliegende Einführung ist die erste, in der die Weiterentwicklung der orthodoxen Sprechakttheorie zur Illokutionslogik angemessen berücksichtigt wird (Kapitel dreizehn). Dieser Umstand ist insofern besonders begrüßenswert, als die illokutionäre Logik ein Instrumentarium bereitstellt, das es erlaubt, Unterschiede innerhalb der Klassen illokutionärer Akttypen rational zu rekonstruieren. Mit Hilfe der Angabe einer begrenzten Anzahl systematisch erfasster Elemente können die Unterschiede zwischen einzelnen Illokutionen innerhalb einer Illokutionskraftfamilie auf den Punkt gebracht werden – ein, soweit ich das überschauen kann, in universitären Seminaren inzwischen unverzichtbares Hilfsmittel bei der Bestimmung von Sprechakten.

Im letzten Kapitel geht es um perlokutionäre Kräfte – und als Leser möchte man aufatmen, denn Staffeldt versäumt es in fast keinem Kapitel, schon einmal anzudeuten, was es mit den Perlokutionen auf sich hat oder haben könnte, offenbar eine Reminiszenz an seine (oder Nachverbrennung seiner) im Jahr 2007 erschienene(n) Dissertation mit dem gleichnamigen Titel „Perlokutionäre Kräfte“. Hier ist nicht der Ort, die Untersuchungsergebnisse der Dissertation kritisch zu würdigen, nur so viel: Wie auch immer man das methodische Vorgehen (Wörterbucharbeit und Vish!-Methode) zur Erfassung des Phänomenbereichs beurteilen mag – der Grundgedanke, ähnlich wie im Reich der Illokutionen auch perlokutionäre Kräfte zu Familien zusammenzufassen, um Differenzierungen anhand der Ausprägungen eines überschaubaren Sets von Dimensionen vorzunehmen, hat etwas für sich. An dieser Stelle noch ein kritischer Hinweis zur so genannten Vish!-Methode, ein Wörterbuchspiel, das Ian Hacking (1999) Austin und Kollegen ‚anekdotiert‘: Die Vish!-Methode besteht allgemein gesagt darin, über Querverweise in einsprachigen Wörterbüchern bestimmte Mengen von Ausdrücken als zusammengehörig zu gruppieren. Beschäftigt man sich mit sprechaktbezeichnenden Verben, gelangt man so zu Gruppen von Ausdrücken, mit denen in einer Sprachgemeinschaft üblicherweise Sprechakte von vergleichbarer Qualität bezeichnet werden. Es ist allerdings fraglich, ob man sich damit tatsächlich schon, wie Staffeldt es ausdrückt, auf den Weg begibt, „einzelne illokutionäre Akte zu identifizieren und zu beschreiben“ (S. 45). Fraglich ist dies nicht zuletzt auch deshalb, weil Austin und seine Kollegen offenbar ausgemacht hatten, dass sie, sobald sie zum ursprünglichen Wort zurückverwiesen wurden, „Vish!“ rufen sollten, also dem Klang nach soviel wie „fish!“, vielleicht am besten übersetzt mit „Fisch (im Netz)!“ oder „Gefangen!“; in der zugrunde liegenden Schreibung aber auch an die Aussprache der ersten Silbe von *vicious circle*, also Zirkelschluss oder Zwickmühle, erinnernd oder besser gesagt: mahndend.

Die Einführung rundet schließlich ein elfseitiges Glossar wichtiger sprechakttheoretischer Begriffe ab. Bei der Durchsicht des Literaturverzeichnisses fällt rückblickend auf, dass an der einen oder anderen Stelle im Fließtext Hinweise auf weiterführende Literatur ruhig etwas gehäuf- ter hätten ausfallen können.

Fazit: Als Lehrbuch für den akademischen Unterricht ist die vorlie- gende Einführung geeignet: Dozenten können sich zur Seminarplanung daran orientieren (auch wenn sich nicht alle Kapitel gleichermaßen als Literaturgrundlage einer Sitzung eignen). Und Studierenden wird der lockere Tonfall möglicherweise entgegenkommen (auch wenn er an eini- gen Stellen darüber hinwegtäuscht, dass doch eine gewisse Bekanntheit der Sprechakttheorie vorausgesetzt wird). Schade ist nur, dass die An- wendungsmöglichkeiten der Sprechakttheorie bzw. Illokutionslogik bei der Analyse von Texten und Gesprächen zur „Beschreibung von Hand- lungsvollzügen im Einzelfall“ (S. 143) weder thematisiert noch demonst- riert wird.

Literatur

- Hacking, Ian (1999). *Was heißt ‚soziale Konstruktion‘? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Rolf, Eckard (1993). *Die Funktionen der Gebrauchstextsorten*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Rolf, Eckard (1997). *Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik*. Opladen: West- deutscher Verlag.
- Searle, John R. (1982). *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Jörg Hagemann

Münster (jhage@uni-muenster.de)

Andrea Dohmen, Hazel Dewart, Susie Summers: Das Pragmatische Profil. Analyse kommunikativer Fähigkeiten von Kindern. Unter Mitarbeit von Athina Skordi. München: Urban & Fischer 2009. 99 Seiten.

JÖRG MEIBAUER

Das vorliegende Buch stellt Andrea Dohmens Übersetzung und Neube- arbeitung des schon 1995 erschienenen Werks „The pragmatic profile of everyday communication skills in children“ von Hazel Dewart und Susie Summers dar. Am 6. Kapitel „Elemente der kommunikativen Analyse“ hat Athina Skordi mitgearbeitet. Das Buch zerfällt in zwei Teile: Im „Manual“ wird ein Überblick über die pragmatische Entwicklung von Kindern gegeben (S. 1–44), es folgen die Interview- und Protokollbögen (S. 45–94) sowie ein aktuelles Literaturverzeichnis.

In der modernen Forschung geht man davon aus, dass sich pragmatische Fähigkeiten von Kindern entwickeln. Dass ein Kind die Regeln des Sprecherwechsels beherrscht, Ironie versteht, die Glückensbedingungen von Sprechakten beachtet, um nur ein paar Beispiele aus dem Spektrum pragmatischer Fähigkeiten zu nennen, versteht sich nicht von selbst. Entsprechend benötigt man Kenntnisse darüber, was bei Kindern, die unvollkommenes pragmatisches Geschick zeigen, schief laufen mag. Dabei handelt es sich nicht um normale, entwicklungsbedingte Ungeschicklichkeiten oder ein pragmatisches Verhalten, das sozialer oder charakterlicher Art ist. Vielmehr geht es um Kinder, die unter Sprachentwicklungsstörungen leiden, und zwar solchen Störungen, die als spezifische Sprachentwicklungsstörung (sSES), als *Pragmatic Language Impairment* (PLI), oder im Zusammenhang mit anderen Krankheitsbildern vorkommen.

Natürlich fragt sich, an welcher Norm denn das sprachliche Verhalten von Kindern gemessen werden soll. Die Norm, die hier als Messlatte dient, wird durch die Forschung definiert, die ein Verständnis von normalem, altersgemäßem pragmatischen Verhalten entwickelt. Das heißt, die Fähigkeiten einzelner Kinder werden immer verglichen mit den typischen, erwartbaren Fähigkeiten einer kindlichen Bezugsgruppe.

Allerdings wird auch eingeräumt, dass das Forschungsbild zum Teil widersprüchlich oder lückenhaft ist; zudem entstammt der Großteil der Forschung dem angloamerikanischen Sprachraum und bezieht sich auf dort lebende Kinder.

Im „Manual“ wird in Kap. 1 das „Wissensgebiet der Pragmatik“ skizziert, wobei besonders die Sprechakttheorie, die Implikaturenthorie, die Relevanztheorie und die Gesprächsanalyse vorgestellt werden. Als Fazit wird „mangelnde Vergleichbarkeit der Studienergebnisse“ konstatiert. Die Absicht, eine kohärente Übersicht über die pragmatische Entwicklung zu geben, werde „zur Quadratur des Kreises“ (S. 7). Ich glaube aber nicht, dass das Problem spezifisch für die linguistische Pragmatik ist.

Als Bereiche des kommunikativen Handelns werden in Kap. 2 die kommunikativen Intentionen (Ausdrücken und Verstehen), die Kommunikationsorganisation, der kommunikative Kontext und die kommunikativen und kognitiven Ressourcen hervorgehoben. Diese Bereiche spiegeln sich in den Fragebögen wider. Ob das Schema S. 8 („... eine eklektische Zusammenstellung von einigen Phänomenen und Fähigkeiten ...“, S. 9) wirklich hilfreich ist, sei dahingestellt.

Die Kapitel 3–5 befassen sich mit der qualitativ-deskriptiven Methodik des Pragmatischen Profils. Die Idee ist, dass solche Personen, die das Kind am besten kennen oder mit ihm regelmäßig Kontakt haben, am besten sein kommunikatives Verhalten einschätzen können. Also liegt es

nahe, diese Personen zu befragen. Es wird betont, dass solche Beurteilungen im Prinzip reliabel und valide seien (vgl. Grimm & Doil 2000).

Im Anhang wiedergegeben werden die Fragebögen für das Interview I, für Kinder bis zum Alter von 4;11 Jahren, und für das Interview II, für Kinder zwischen 5–10 Jahren. Interview I umfasst 38 Fragen, Interview II 32 Fragen. Es gibt jeweils eine Langform und eine Kurzform. Die Durchführung des Interviews dauert zwischen 30 und 45 Minuten. Diese Fragebögen können nach Belieben modifiziert werden und dem erwarteten Entwicklungsstand angepasst werden. Ihrer Idee nach stellen sie ein Baukastensystem dar. Selbstverständlich kann das Pragmatische Profil durch andere Erhebungsverfahren ergänzt werden.

Kapitel 6, unter Mitarbeit von Athina Skordi, enthält eine schöne, aus der genauen Auswertung der aktuellen Fachliteratur hervorgegangene, Zusammenstellung typischer pragmatischer Fähigkeiten in den verschiedenen Bereichen mit Hinweisen auf das erwartbare Entwicklungsalter. Das ist wirklich gut gelungen und nicht nur für Therapiezwecke nützlich, sondern auch für Lehre und Forschung im Bereich pragmatische Entwicklung.

Wenn eine bestimmte pragmatische Fähigkeit beschrieben wird, wird immer auf die entsprechenden Fragen der Fragebögen hingewiesen. Nehmen wir als Beispiel die Fähigkeit, eine Aufforderung auszudrücken. In der Kurzübersicht über die Entwicklung der kommunikativen Fähigkeiten S. 41 heißt es dazu:

Mit 9–24 Monaten ist es Kindern möglich, alle Typen von Aufforderungen auszudrücken: zunächst ausschließlich präverbal, dann durch Kombination von Gesten und einzelnen Worten bzw. Fragepronomen. Ab 3 Jahren recht kompetenter Einsatz von Sprache, der im Laufe der Jahre weiter ausdifferenziert wird.

In der Langform des Interviews I heißt die dazu passende Interviewfrage „Aufforderung zur Handlung“ (S. 49):

Was macht (*Name des Kindes*), wenn *sieler* auf den Arm genommen werden möchte?

- guckt zu Ihnen hoch
- streckt Ihnen die Arme entgegen
- sagt etwas wie: „Hoch!“ oder „Arm!“
- sagt etwas wie „Ich bin müde!“, „Ich will kuscheln!“

Wenn also ein vierjähriges Kind in entsprechenden Handlungssituationen immer nur zum Interviewpartner hochgucken würde (die erste Möglichkeit), würde es nicht der altersgemäßen Verhaltensnorm entsprechen.

Leider wird kein konkretes Beispiel für ein individuelles Profil gegeben, das im Rahmen eines entsprechenden Interviews ermittelt wurde. Auch fragt man sich, wie schlecht ein pragmatisches Profil eines einzelnen Kindes sein darf, ohne dass Therapiebedürftigkeit festgestellt wird.

Natürlich könnte man die Fragebögen noch erweitern, aber das trifft auf zeitliche Beschränkungen, da das Interview nicht länger als 45 Minuten dauern soll. Man könnte zum Beispiel noch genauer nach den Arten von Sprechakten fragen, die dem Kind bekannt sind (z. B. Lügen, Vorwurf/Rechtfertigung). Im Interview I werden aber immerhin Aufforderungen, Ablehnungen, Begrüßung/Verabschiedung, Kommentieren und Informieren, Fragen und Antworten berührt. Man könnte noch genauer nach dem Wortschatz fragen, der in pragmatischer Hinsicht eine besondere Rolle spielt (z. B. die Verwendung von Modalpartikeln). Hier muss man gegebenenfalls auf andere Erhebungsverfahren zurückgreifen. Auch könnte man noch genauer nach dem Verhalten in bestimmten Kontexttypen fragen, denn der kommunikative Alltag der Kinder dürfte sich doch unterscheiden (z. B. im Grad der Medienbenutzung). Aber es ist klar, dass all diese Erweiterungen die Fragebögen möglicherweise zu spezifisch machen würden. So weit ich das beurteilen kann (und ich bin kein Mann der Praxis), ist aber eine recht gute Balance zwischen Genauigkeit der Fragen und weitester Anwendbarkeit gelungen.

Alles in allem liegt hier ein ansprechendes Handwerkszeug vor. Dass mit diesem Buch der Bezug zwischen der Forschung und der Praxis hergestellt wird, ist besonders anzuerkennen (auch wenn dieser Bezug nicht immer sehr dicht sein kann). Durch die experimentell-pragmatische Forschung wird man in den nächsten Jahren noch viel hinzulernen (vgl. Noveck & Sperber 2005), das Gebiet der klinischen Pragmatik beginnt sich gerade zu etablieren (Perkins 2005, Cummings 2009).

Noch etwas: Wer sich das Buch kauft, enthält Zugang zu einem Internetportal, bei dem man sich die Fragebögen herunterladen kann. Dort gibt es auch einen Artikel von Andrea Dohmen zur Therapiekonzeption.

Literatur

- Cummings, Louise (2009). *Clinical Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press.
 Grimm, Hannelore & H. Doil (2000). *Elternfragebögen für die Früherkennung von Risikokindern*. Göttingen: Hogrefe.
 Noveck, Ira A. & Dan Sperber (eds.) (2004). *Experimental Pragmatics*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
 Perkins, Michael (2007). *Pragmatic Impairment*. Cambridge: Cambridge University Press.

Jörg Meibauer

Mainz (meibauer@uni-mainz.de)

Konrad Ehlich: Sprache und sprachliches Handeln. 3 Bde. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2007. Bd. 1: Pragmatik und Sprachtheorie. VI + 492 Seiten. Bd. 2: Prozeduren des sprachlichen Handelns. VI + 397 Seiten. Bd. 3: Diskurs – Narration – Text – Schrift. VII + 799 Seiten.

KATHARINA MENG

Die drei Bände vereinen Aufsätze, die Ehlich in alleiniger Autorschaft seit 1972 als Beiträge zur Entwicklung einer „funktionalen Pragmatik“ verfasst hat und die seine Monografien zu diesem Bereich wesentlich ergänzen.¹ Die meisten Aufsätze sind zuvor bereits in Zeitschriften, Sammelbänden oder Lexika erschienen, waren aber bislang zum Teil nur schwer zugänglich.

Die funktionale Pragmatik vertritt eine Konzeption von Sprache und Sprachwissenschaft, die seit Anfang der 1970er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland erarbeitet wird und zunächst vor allem mit den Namen Konrad Ehlich und Jochen Rehbein verbunden war, heute aber auch durch LinguistInnen wie Angelika Redder, Ludger Hoffmann, Wilhelm Griebhaber und Kristin Bührig u. a. getragen wird. Da bisher keine systematische Darstellung des aktuellen Entwicklungsstandes der funktionalen Pragmatik vorliegt, haben die drei Bände auch die Aufgabe, erkennbar zu machen, bis zu welchem Grade die funktional-pragmatische Sprachwissenschaft gegenwärtig theoretisch ausgearbeitet und empirisch erprobt ist.

Die Aufsätze sind den Bänden und den bandinternen Blöcken nicht nach ihrem Entstehungsjahr, sondern systematisch, d. h. nach der Art ihres Beitrags zur funktionalen Pragmatik, zugeordnet. Die Titel der Blöcke stellen gleichsam eine Gliederung für einen Abriss der funktionalen Pragmatik dar.

Band 1 *Sprache und sprachliches Handeln* gliedert sich in die folgenden Blöcke: A *Funktionale Pragmatik*, B *Sprachtheorie und Pragmatik* und C *Kritische Rekonstruktionen*. Die in diesen Blöcken zusammengefassten Aufsätze charakterisieren und begründen die Spezifik der funktional-pragmatischen Sprachanalyse und der von ihr bestimmten Forschungsdesiderate gegenüber anderen linguistischen Theorien. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass der Gegenstand der Sprachwissenschaft bereits seit langem, insbesondere aber im 20. Jahrhundert immer mehr eingengt wurde und sich dadurch von der sprachlichen Wirklichkeit zunehmend entfernte. Eine Sprachwissenschaft, die Sprache lediglich als isoliertes

1. Das vollständige Verzeichnis der Schriften, die Ehlich allein oder gemeinsam mit anderen Autoren geschrieben hat, ist unter www.Ehlich-Berlin.de zu finden.

System betrachtet, ist eine restringierte Linguistik (1, 151); sie „erschafft ein analytisches Artefakt“ (1, 157). Wenn Sprachwissenschaft jedoch dem Phänomenbereich der Sprache in seinem ganzen Umfang gerecht werden will, wie die funktionale Pragmatik es fordert, muss sie analysieren, wie Sprache als „Medium“ „in die Komplexität des menschlichen Handelns als ganzen unlösbar eingebunden“ (1, 157) ist. Dies bedeutet eine „Neukonzeptualisierung von Sprache als Mittel und Resultat des Handelns von miteinander in der *Kommunikation* Interagierenden“ (1, 47).² Es erfolgt – in Weiterführung von Karl Bühler (Bühler 1934, bes. die Kapitel II *Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter*, sowie III *Das Symbolfeld der Sprache und die Nennwörter*) und im Anschluss an John L. Austins „Entdeckung des Handlungscharakters von Sprache“ (1, 183; Austin 1962) – eine „handlungstheoretische Grundlegung der Sprachanalyse“ (1, 116). Die Sprechhandlung wird zu einer Grundkategorie. Sie begreift individuelles sprachliches Handeln in seiner Zweck- und Musterbezogenheit und ggf. auch institutionellen Prägung als gesellschaftliches Handeln. Dabei gilt: „Die einzelne sprachliche Handlung ist nicht in ihrer Isolation zu erfassen, und zwar weder gegenüber den sie begleitenden Handlungen noch gegenüber den komplexen mentalen Tätigkeiten, die ihr vorausliegen, in sie eingehen und ihr folgen, und zwar bei Sprecher *und* Hörer. [...] Die funktionale Pragmatik kommt also nicht umhin, sich sowohl als Sprachsoziologie und Sprachpsychologie wie als Sprachanalyse zu verstehen. Sie ist auf Interdisziplinarität angewiesen.“ (1, 26). Die handlungstheoretische Grundlegung gilt ausdrücklich auch für den Aufbau von Sprachen. „Sprachen (sind) keine Naturgrößen, sondern Ergebnis menschlicher Tätigkeit, menschlicher Problemlösungen.“ (1, 56). „Die Sprecher, die eine Sprache entwickeln, erhalten und verändern, ordnen die Sprachmittel, die zur Verfügung stehen, den Sprachzwecken, die zu erfüllen sind, in einer jeweils spezifischen Weise zu. Das Ergebnis ihrer Zuordnung ist die jeweilige *Sprachstruktur*.“ (1, 59).

Die Reflexion des Objekts der Sprachwissenschaft und seine Restitution sind in der funktionalen Pragmatik aufs engste mit einer kritischen Reflexion der tradierten Kategorien und Methoden verbunden. Die tradierten Kategorien können nicht schlicht außer Kraft gesetzt werden, aber sie können und müssen unter Berücksichtigung ihres wissenschaftstheoretischen Hintergrundes und in Konfrontation mit den sprachlichen Daten auf ihre mögliche Leistungsfähigkeit und ihre mögliche Erkenntnisbeschränkung hin geprüft und ggf. verändert werden. In diesem Sinne charakterisiert Ehlich die Methode der funktionalen Pragmatik als „eine

2. Rechtschreibung und Kursivierung innerhalb der Zitate folgen dem Original.

konkrete, letztendlich hermeneutische Interaktion zwischen Hypothesenbildung, Vorwissen-Analyse der am Kommunikationsprozeß immer potentiell oder real beteiligten ForscherInnen und den konkreten Aufnahmen der kommunikativen Wirklichkeit“ (1, 40).

Band 2 enthält die Blöcke D *Deiktische Prozeduren*, E *Operative Prozeduren*, F *Expeditive Prozeduren* und G *Prozedurale Analysen literarischer Texte*. Der erste Typ von Prozeduren, den Ehlich analysiert hat, ist die deiktische Prozedur. Der Band enthält exemplarische Analysen zu deutschsprachigen Daten und verallgemeinernde Arbeiten zur Deixis. In vielen, vielleicht in allen Sprachen existieren, so Ehlich, Ausdrücke, deren Funktion nicht referenzsemantisch bestimmt werden kann, sondern die ein Sprecher benutzt, um innerhalb des unmittelbaren Sprechzeitraums auf konstituierende Elemente dieses Raumes zu verweisen, wobei er von der ich-hier-jetzt-origo ausgeht, die die jeweils aktuelle Sprechhandlung setzt. Ehlich betont, dass die jeweilige Verweisung an den Hörer gerichtet ist. „Das Zeigen erbringt für den Hörer eine Orientierungsleistung. Der Hörer richtet seine Aufmerksamkeit auf das jeweilige „Objekt“ des Zeigens aus, er *fokussiert* das Objekt des Zeigens. Indem der Sprecher diese Orientierungsleistung für den Hörer und an ihm sprachlich vollbringt, gelingt etwas für die Kommunikation zentral Wichtiges. Es wird eine *Gemeinsamkeit in der Orientierung der Sprecher-Hörer-Aufmerksamkeit* erreicht – unabdingbare Bedingung für das Gelingen von Kommunikation.“ (2, 35). Ausgehend von der Funktion der deiktischen Ausdrücke, die Fokussierungsaktivitäten von Sprecher und Hörer zu koordinieren, bestimmt Ehlich, Bühler kritisch-konsequent fortführend, die Funktion der objektdeiktischen Ausdrücke auch jenseits des unmittelbaren Sprechzeitraums und erkennt den gemeinsamen Zweck aller Deixis. Diskurs, Text und Vorstellung bilden, wie der Autor zeigt, jeweils spezifische Verweisräume. In ihnen verweist der Sprecher bzw. Schreiber mit deiktischen Ausdrücken auf Dimensionen der Rede, des Textes bzw. der Vorstellung, die er durch mentale Operationen über seiner sprachlichen Handlung konstruiert und die der Hörer bzw. Leser, geleitet durch die Deixis, re-konstruiert. Synchronisierung der Aufmerksamkeit der Interaktanten ist der spezifische Zweck aller deiktischen Prozeduren.

Ausgehend von Bühlers Gegenüberstellung von Nennwörtern und Zeigwörtern und den eigenen Untersuchungen zu deiktischen, operativen und expeditiven Prozeduren verallgemeinert Ehlich das Konzept der Prozedur: Prozeduren sind elementare, meist unselbstständige sprachliche Handlungseinheiten. Sie haben eigene Handlungszwecke und werden schwerpunktmäßig durch spezifische Ausdrucksklassen realisiert. Diese Ausdrucksklassen bilden das sprachliche Feld der jeweiligen Prozedur. Durch Prozeduren bewirkt der Sprecher beim Hörer jeweils spezifische mentale Aktivitäten. Durch die prozedurale Analyse wird der Zusam-

menhang zwischen prozeduralem Zweck, den prozedurspezifischen mentalen Aktivitäten von Sprecher und Hörer und den Elementen des sprachlichen Feldes rekonstruiert und damit exemplarisch der Anspruch der funktionalen Pragmatik eingelöst, „die Handlungsqualität von Sprache umfassend zu rekonstruieren und auch in die sprachlichen Formen hinein zu verfolgen, indem sie deren pragmatische Vermittlungen im einzelnen aufweist“ (1, 117).

Band 3 enthält die Blöcke H *Diskurs*, I *Institutionelle Kommunikation*, J *Narration*, K *Text* und L *Schrift*. Die Texte in Block H gehen der Karriere des Ausdrucks „Diskurs“ in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, seiner unterschiedlichen Ausfüllung in verschiedenen Theoriezusammenhängen und seiner Terminologisierung innerhalb der funktionalen Pragmatik nach. Letztere steht in Zusammenhang mit der Gegenstands- und Methodenreflexion der Diskursanalyse als derjenigen Teildisziplin der funktionalen Pragmatik, die sich mit größeren Kommunikationseinheiten vor allem mündlicher Art jenseits einzelner sprachlicher Handlungen befasst und sie in ihren sprachlichen Formen wie in ihrem oft institutionellen Zusammenhang als gesellschaftliches Handeln rekonstruiert. Von besonderem Gewicht sind in diesem Block zwei umfangreichere Aufsätze, die die Arbeitsschritte der funktional-pragmatischen Analyse an Transkripten im Detail vorführen.

Block I vereint Analysen der sprachlichen Kommunikation in den Institutionen der Schule, des Rechtswesens, der Verwaltung, der Wirtschaft, der Medizin und der Religion. Die Analyse institutioneller Kommunikation gehört seit den Anfängen der funktionalen Pragmatik zu ihren zentralen Aufgaben. Dies deshalb, weil ein großer Teil der gesellschaftlichen Kommunikation in Institutionen erfolgt und Institutionen nicht-institutionelle sprachliche Formen (Sprechhandlungs-, Diskurs- und Textmuster) verändern, neue hervorbringen und so eine wesentliche Vermittlungsinstanz zwischen Sprache und Gesellschaft darstellen. Letzteres gilt insbesondere auch für die Erforschung der historischen Dimension der Sprache.

Die Aufsätze in Block J analysieren alltägliches Erzählen als spezifische sprachliche Sprecher-Hörer-Interaktionen überwiegend mündlicher Art, die ihren ursprünglichen Platz in der „homileischen Kommunikation“ (Kommunikation zum Zwecke der Unterhaltung) haben, aber auch in institutioneller Kommunikation vorkommen und hier institutionenspezifisch funktionalisiert werden. Die Analysen befassen sich einerseits mit der „lebenspraktischen Bedeutung des Erzählens für den Erzählenden“ (3, 366) und seinem Stellenwert in Gesellschaften, in denen professionelles literarisches Erzählen und professionelles „Zuhören“ (als Lesen der Kritiker) eine dominante Rolle spielen. Alltägliches Erzählen dient dem „*Transfer von Erfahrung*“ (3, 366), „überwindet Isolation und konstitu-

iert gemeinsame Teilhabe an Diskurswissen, mit dessen Hilfe die gesellschaftliche Praxis realisiert wird“ (3, 367). Andererseits finden muster-spezifische sprachliche Formen Aufmerksamkeit, so das Verhältnis zwischen den Strukturen der erzählten Handlungen und den verschiedenen Möglichkeiten ihrer Versprachlichung, aber auch die Komplexität des alltäglichen Erzählens und ihre Komponenten sowie deren ontogenetische Aneignung.

Block K ist dem Thema „Text“ gewidmet. Die Textlinguistik hat nach Ehlichs Einschätzung bisher keine klare und begründete Vorstellung von ihrem Objekt (3, 579). Dabei geht es ihm nicht um eine beliebige Definition, sondern um eine solche, die „die qualitative Spezifik“ (3, 538) der sprachlichen Erscheinungsformen, die als Text bezeichnet werden, gegenüber anderen sprachlichen Erscheinungsformen bestimmt und deren jeweilige „integrale Zugehörigkeit zur kommunikativen und sonstigen gesellschaftlichen Praxis der Aktanten“ (3, 589) aufzeigt. In diesem Sinne hält er die „Entwicklung von wissenschaftlichen, d. h. systematisch durchgearbeiteten, Bestimmungen“ (3, 583) der linguistischen Kategorien, die textlinguistischen eingeschlossen, für unabdingbar. Ausgehend von der sprachlichen Handlung als zentralem funktional-pragmatischem Begriff leitet er die Spezifik von Texten folgendermaßen ab: Sprachliches Handeln erfolgt zunächst mündlich. Mündliche sprachliche Handlungen sind flüchtig. Die Flüchtigkeit ist eine Bedingung der mündlichen Kommunikation. Gleichzeitig steht sie anderen kommunikativen Erfordernissen entgegen, insbesondere der Notwendigkeit, das sprachliche Handeln nicht generell an die Kopräsenz der Interaktanten zu binden, sondern über die Grenzen der unmittelbaren Sprechsituation hinaus verfügbar zu machen. Mündliche und insbesondere schriftliche Verfahren zur Lösung dieser Aufgabe nennt Ehlich Texte. „*Texte sind sprachliche Verfahren der Überlieferung.*“ (3, 572).

Die Aufsätze des Blocks L befassen sich mit *Schrift*: mit der Entstehung unterschiedlicher Schriftsysteme als Ergebnisse gesellschaftlicher Problemlösungen für Traditionsbedürfnisse, mit systematischen Veränderungen des sprachlichen Handelns durch die Verschriftlichung (Veränderungen der prozeduralen, illokutiven und propositionalen Dimension), mit den Konsequenzen für die Stellung der Interaktionspartner, für die Entwicklung der Wissenschaften und des wissenschaftlichen und alltäglichen Sprachverständnisses.

Die Texte der drei Bände entfalten ein überzeugendes Gesamtbild von Sprache in ihren historischen und systematischen Facetten. Es ist zu wünschen, dass sie mit aller Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen werden, auch und gerade in ihren wissenschaftshistorischen, -systematischen und -methodologischen Reflexionen. Diese erleichtern es, sich tradierten disziplinären Objekt- und Methodenbestimmungen und wissen-

schaftlichen Konjunkturen gegenüber unabhängiger zu verhalten und mit Bedacht wissenschaftliche Fragestellungen zu formulieren und zu bearbeiten, die zu einem umfassenden Verständnis von Sprache beitragen.

Literatur

- Austin, John L. (1962). *How to do Things with Words*. Oxford: The Clarendon Press.
 Bühler, Karl (1934). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Ungekürzter Neudruck 1965. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag.

Katharina Meng

(*kathmeng@aol.com*)

Stefan Rabanus: Morphologisches Minimum. Distinktionen und Synkretismen im Minimalatz hochdeutscher Dialekte. Stuttgart: Steiner 2008. 330 Seiten.

DAMARIS NÜBLING

Diese umfangreiche Arbeit dokumentiert erstmals, basierend auf empirischen Daten, dialektalen morphologischen Wandel. Gegenstand sind die hochdeutschen Basisdialekte mit insgesamt 2.427 Ortspunkten. Die diachrone Tiefe beträgt ca. 100 Jahre, ausgehend von den Daten des Wenker-Atlases („Sprachatlas des deutschen Reichs“), die zwischen 1876 und 1887 erhoben wurden. Die Kontrastfolie bilden die acht Sprachatlanten zu den hochdeutschen Dialekten, deren Erhebungszeiträume ungefähr 100 Jahre später liegen. Hinzu kommt das Elsässische und Lothringische, für das andere Quellen genutzt wurden, und schließlich hat der Verf. selbst, wo erforderlich, Explorationen durchgeführt.

Das Ziel seiner Untersuchung ist dreigeteilt: 1. Die synchrone Beschreibung und Klassifizierung der dialektalen Verbal- und Pronominalparadigmen, um die und deren Zusammenspiel es hier ausschließlich geht, also um die Frage, inwieweit der Minimalatz, bestehend aus Pronomen und finitem Verb, die Kategorien Person und Numerus (am Verb und am Pronomen) sowie auch Kasus (nur am Pronomen) morphologisch, syntaktisch oder gar nicht (ambig-synkretistisch) markiert. 2. Die diachrone Beschreibung und Klassifizierung der Verbal- und Pronominalparadigmen, womit der Wandel dieser Systeme in den letzten 100 Jahren dokumentiert wird. 3. Die Erklärung dieses Wandels: Welche Faktoren sind es, die ihn steuern?

Methodisch sind, um den Arbeitsaufwand einigermaßen in Grenzen zu halten, Beschränkungen notwendig: So wird der Blick bewusst systemlinguistisch verengt, es werden die Basisdialekte fokussiert (bzw. das, was dem heute noch am nächsten kommt) – wohl wissend, dass diese

Varietäten in horizontalem (zu Nachbardialekten) und vertikalem Sprachkontakt (zum Standard, höheren Sprechlagen) stehen und von dort Beeinflussungen ausgesetzt sind bzw. sich diese zunutzemachen. Des Weiteren wird nur das Verb *haben* (zuweilen auch *sein*) in den Blick genommen, da es bei allen Erhebungen reich vertreten ist und (im Gegensatz zu *sein*) kein solch singuläres flexivisches Verhalten an den Tag legt, dass es nicht auch Rückschlüsse auf die anderen Verben zuließe. Primär geht es um die Flexionssuffixe; Stammalternationen werden nur dann erfasst, wenn affigierende Morphologie nicht vorhanden ist. Damit steht die morphologische Exponenz im Vordergrund, nicht der (funktionale) Wandel morphologischer Kategorien.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Es gibt ein sog. morphologisches Minimum – die grammatischen Kategorien werden weiterhin morphologisch realisiert – und damit Grenzen, die nicht unterschritten werden. Redundanzen werden zwar tendenziell verringert, doch werden syntaktische Ambiguitäten nicht in Kauf genommen: Immer wieder wird anhand verschiedener Szenarien aufgezeigt, wie Unterschreitungen solcher Minima aufgefangen werden. Das „Ziel“ besteht in sog. hinreichender Symbolisierung, was die Existenz von Redundanzen jedoch nicht ausschließt. Damit verfahren die Dialekte weniger analytisch als oft behauptet.

Den Schwerpunkt der Arbeit bildet Kapitel 6 mit über 160 Seiten. Ihm gehen fünf kürzere, kompakte Kapitel voran, zunächst eines zu „Sprachwandel und Sprachsystem“: Hier werden wichtige Klärungen vorgenommen (z. B. zu Dialekt und Regionalsprache) und einige funktionalistische Ansätze zum Sprachwandel angesprochen. Auch der Varietätenkontakt, der sich durch Meso- und Makrosynchronisierungen vollzieht, wird als ein Motor von Sprachwandel benannt. Kap. 2, „Flexionsmorphologie und Minimal Satz“, erläutert für das Folgende relevante morphologische Begriffe, Kap. 3, „Morphologische Theorie“, stellt einige Theorien und Prinzipien morphologischen Wandels vor wie das Markiertheitskonzept und die Natürlichkeitstheorie. Hier wird dem Uniformitätsgesetz die größte Relevanz zugeschrieben, da sich seine Wirkung diachron häufiger bestätigt. Allerdings ist zu bedenken, dass Pronominalsysteme nicht im Mittelpunkt natürlichkeitstheoretischer Erwägungen standen, da sie in die sog. Suppletionsdomäne verwiesen werden. Aufgegriffen wird als weitere Triebkraft morphologischen Wandels der Natürlichkeitskonflikt zwischen Phonologie und Morphologie. An formalen Ansätzen werden die minimalistische Morphologie und die OT vorgestellt. – In einem weiteren Kapitel wird die Verbal- und Pronominalmorphologie des (Standard-)Deutschen synchron und diachron präsentiert, v. a. in Hinblick auf Synkretismuskonstellationen und ihre diachrone Ausdehnung. Dabei scheinen – mit Blick auf die Dialekte – pronominale Synkretismen umso mehr um sich zu greifen, je zahlreicher die verbalmorphologi-

schen Distinktionen sind – und umgekehrt. Genau diesem Spannungsverhältnis gilt diese Untersuchung, die in Kapitel 6, „Verbal- und Pronominalmorphologie der Dialekte“, durchgeführt wird. Das hochdeutsche Gesamtareal wird in neun Räume untergliedert, die den acht Atlanten (sowie dem Elsässisch/Lothringischen) folgen und politisch-administrativ motiviert sind. An linguistischen Strukturräumen, die auf unterschiedlichen Formtypen basieren, ermittelt der Verf. letztendlich 43 Gebiete. Diese formtypspezifischen diachronen Veränderungen (Ausdehnungen und Rückzüge) werden für jeden der neun Räume detailliert ausgewiesen und anhand zahlreicher schematischer Abbildungen veranschaulicht. Besonderheiten wie verbale Erweiterungen in der 1.Pl. auf *-mr* bzw. *-ma* < enklitischem *mir* ‚wir‘, die sich im Raum sogar ausbreiten, werden ausführlich diskutiert und begründet. Auch wird die besondere Situation des Elsässischen beleuchtet, das – im Gegensatz zu alemannischen Dialekten in Baden-Württemberg – immer mehr zu Einheitspluralen am Verb tendiert, was als Simplifizierung angesichts mangelnden Sprachkontakts gedeutet wird; das Französische ist strukturell zu weit entfernt, um als Modellsprache zu dienen. Anders in Deutschland, wo in Anlehnung an den Standard eine morphologisch-strukturelle Übernahme des Zweiformenplural (Typ ABA) erfolgt, wengleich dabei keine morphisch-materielle Übernahme stattfindet: Hier dienen eher die Nachbardialekte als Vorlage.

Kapitel 7, „Steuerungsfaktoren im Sprachwandel“, bündelt die Erträge für die Forschung über Sprachwandel und seine Determinanten. Am wichtigsten ist die mehrfach belegte Erkenntnis, dass ein morphologisches Minimum existiert, das – im Gegensatz zu anderen germanischen Sprachen – syntaktische Ambiguität vermeidet und die eindeutige, kontextfreie Erkennbarkeit der semantischen Rollen garantiert. Auch Uniformität scheint auf analogischem Weg vermehrt hergestellt zu werden. Ein weiteres Ergebnis besteht darin, dass es im Fall von Kasussyntetismen die markierten Kategorienausprägungen sind, die generalisiert werden, z. B. die bemerkenswerte Form *uns* für ‚1.Ps.Pl. aller Kasus‘. Hier kompensiert, wie ausführlich demonstriert wird, dann das Verb, etwa indem es sich in der 1.Pl. von dem bisherigen Einheitsplural *-et* durch die neue, uniforme *-mr*-Endung abhebt; hierdurch wird – kombinatorisch – *uns* als Nom. ausgewiesen. Steht bei *uns* jedoch ein *et*-haltiges Verb, muss *uns* Objekt sein. Ähnliches lässt sich bei hochgradig kassussyntetistischem *enks* (bzw. *enk*) ‚2.Ps.Pl. aller Kasus‘ im Bairischen beobachten, das sich in seinem Vorkommen sogar verdoppelt, doch exakt nur da, wo *-ts*-haltige Verbplurale das morphologische Minimum gewährleisten. Insgesamt lässt sich schlussfolgern: Pronomen und Verb befinden sich in einem Verhältnis fein ausgewogener – wengleich jeweils unterschiedlich gelagerter – Arbeitsteiligkeit.

Abschließend wird nochmals der Sprach- und Varietätenkontakt mit seiner horizontalen und vertikalen Dimension in den Blick genommen: Trotz der seit dem 2. Weltkrieg allgegenwärtigen Medien, die vertikalen Kontakt erwarten lassen, kommt es immer wieder zu horizontal gesteuerten Veränderungen. Zwar scheinen wenn, dann eher morphologische Strukturen als konkrete Marker aus dem Standard übernommen zu werden, doch bedürfen solche Strukturen, um sich durchsetzen zu können, oft auch der horizontalen Stütze, d. h. Zweiformenplurale breiten sich beispielsweise mancherorts nur dann aus, wenn sie auch die Nachbardialekte besitzen. Das morphologische Material kann dabei oft basisdialektal konserviert oder horizontal übernommen werden. Hierbei zwischen morphischem (materiellem) und morphologischem (strukturellem) Wandel zu unterscheiden, wie dies Stefan Rabanus in seinem Beitrag zum Verbalpluralwandel in Südwestdeutschland (2005) tut, scheint mir auch hier sinnvoll zu sein.

Was diese Arbeit außerdem aufzeigt, doch nicht explizit ausarbeitet, ist die Tatsache, wie stark kombinierend (bzw. kooperativ oder diskontinuierend) die deutsche Flexionsmorphologie auch auf dialektaler Ebene organisiert ist. Dieses typologisch seltene kombinierende Prinzip, bei dem jeweils ambige Elemente nur im Verbund eindeutige Kategorien konstituieren, basiert auf klammernden Strukturen, die typologisch ebenfalls selten, doch im Deutschen fast allerorten (bis hin zur Phonologie) zu finden sind (zu diesem Konzept s. Werner 1979 und Ronneberger-Sibold 1991). Die deutschen Dialekte scheinen dieses Prinzip auf die Spitze zu treiben und liefern damit Evidenz dafür, dass es sich hier um ein tiefstzidendes typologisches Merkmal des Deutschen handeln muss.

Bei dieser Arbeit handelt es sich, wie deutlich geworden sein dürfte, um eine anregende, sehr gehaltvolle und empirisch gut abgesicherte Leistung, die, so ist zu hoffen, zu weiteren Erforschungen dialektalen Wandels dieser Art animiert.

Literatur

- Rabanus, Stefan (2005). Dialektwandel im 20. Jahrhundert. Verbalplural in Südwestdeutschland. In *Moderne Dialekte – Neue Dialektologie*, Eckhard Eggers, Jürgen E. Schmidt & Dieter Stellmacher (eds.), 267–290. Stuttgart: Franz Steiner.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1991). Funktionale Betrachtungen zu Diskontinuität und Klammerbildung im Deutschen. In *Sprachwandel und seine Prinzipien*, Norbert Boretzky, Werner Enninger, Benedikt Jeßing & Thomas Stolz (eds.), 206–236. Bochum: Brockmeyer.
- Werner, Otmar (1979). Kongruenz wird zu Diskontinuität im Deutschen. In *Studies in diachronic, synchronic, and typological linguistics*, Bela Brogyanyi (ed.), 959–988. Bd. 2. Amsterdam: John Benjamins.

Damaris Nübling

Mainz (nuebling@uni-mainz.de)

Alexander Ziem: Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin, New York: de Gruyter 2008. i–ix + 485 Seiten.

SVEN STAFFELDT

Es kann nur eine geben, und Alexander Ziem ist ausgezogen, die andere das Fürchten zu lehren: Ziems *Frames und sprachliches Wissen* ist „als ein großangelegtes Plädoyer für eine konzeptualistische Semantiktheorie zu verstehen, die dem Umstand Rechnung zu tragen versucht, dass Menschen in konkreten Kontexten Sprache verwenden und beim Verstehen von Sprache auf alle Wissensressourcen zurückgreifen, die ihnen zur Verfügung stehen.“ (Ziem 2008: 441) Die feindlichen Positionen werden vor allem in Kap. II der Arbeit ausgespäht. Es ist der große Kampf gegen Ebenen-Semantiken (etwa gegen die Zwei-Ebenen-Semantik (vgl. u. a. Bierwisch 1979 und 1983), die Drei-Ebenen-Semantik (vgl. u. a. Schwarz 1992 und 2000) und die Mehr-Ebenen-Modelle (vgl. u. a. Dölling 2001)), gegen Modularismen in der Chomsky nachfolgenden „Ausweitung der zunächst rein syntaxtheoretischen Überlegungen (Chomsky 1965) auf andere linguistische Beschreibungsebenen“ (Ziem 2008: 68), gegen reduktionistische Bedeutungstheorien, gegen die Trennung von Welt- und Sprachwissen.

Ins Feld zieht Ziem (2008: 142) mit einer „holistischen, enzyklopädischen Semantiktheorie [...], die für sich keine disziplinäre Autonomie in Anspruch nehmen kann“ (vor allem Kap. I, III und IV). Seine semantiktheoretische Streitmacht baut Ziem wie folgt auf. Die vorderste Front bilden Grundannahmen verschiedener Entwicklungsstufen der Frame-Semantik von Fillmore (vgl. u. a. Fillmore 1975, 1982 und 1985) und Busses Konzeption einer explikativen Semantik (vgl. u. a. Busse 1991 und 2008). Philosophisch flankiert wird diese Front durch den Raum des Verstehens (Demmerling 2002). Das eigentliche Heer bilden unterschiedliche Ansätze der „angloamerikanische[n] Kognitive[n] Semantik [...], die sich v. a. im engen Zusammenhang mit der ‚Konstruktionsgrammatik‘ und der ‚Kognitiven Grammatik‘ herausgebildet hat“³ (vor allem Kap. IV). Sie eint das „Verständnis von sprachlichen Zeichen als Konstruktionen bzw. symbolischen Einheiten“ (Ziem 2008: 247) und die Orientierung am sog. gebrauchsbasierten Modell. Die stärkste Waffe Ziems ist das aus den Ansätzen von Busse entwickelte Postulat der Verstehens-

3. Ich verzichte an dieser Stelle auf die Angabe entsprechender Literatur. Es sind hier u. a. Namen wie Marvin Minsky, George Lakoff, Mark Johnson, Ronald Langacker, Gilles Fauconnier und Mark Turner zu nennen. Allein das (insg. 26 Seiten lange) Literaturverzeichnis der Arbeit Ziems kann als recht ausführliche Bibliographie hierzu dienen.

relevanz, die Annahme, dass sprachverstehende Individuen bei „der Interpretation sprachlicher Zeichen [...] auf unterstelltes Vorwissen“ (Ziem 2008: 150) zurückgreifen. Dieses verstehensrelevante Wissen zu rekonstruieren – das heißt: Semantik betreiben.

Würde sich die Arbeit lediglich in einer (wenn auch mit mehr als der Hälfte der 448 Textseiten recht umfänglichen) Streitschrift erschöpfen, würde sie über Auge um Auge nicht hinauskommen. Gegnerische Positionen werden ausgiebig entkräftet, eigene ausgiebig gestärkt. Dabei geht es in der Hitze des Gefechts zwar meistens, aber nicht immer fair zu. So habe ich neben dem folgenden argumentativen Fragenbataillon in meinem Rezensionsexemplar zurückgefragt, ob es sich hier um ein sozial vereinsamtes Wolfskind handele:

Was sind essentielle semantische Spezifikationen des Ausdrucks *Löffel*? Der Grad der Rundung eines Löffels am vorderen Ende? Die Länge des Löffelgriffs? Der Umstand, dass sich ein Löffel bestens dazu eignet, gekochte Eier aus kochendem Wasser zu nehmen (weil ich ihn etwa nur in dieser Funktion kennen gelernt habe)? Oder die Tatsache, dass sich am Kopfende ein eingraviertes Bildnis von Maria Theresia befindet (weil ich zeitlebens mit einem solchen Löffel Eier aus kochendem Wasser genommen habe und davon ausgehe, dass dies jeder getan hat)?
(Ziem 2008: 127)

Dagegen steht am Rand neben dem Satz „Ein Ober kann die Frage eines Gastes, was die Fliege in seiner Suppe mache, nicht mit der Feststellung beantworten, sie schwimme“ (Ziem 2008: 188), mit dem Ziem eine Position von Kay & Fillmore (1999) sympathisierend verdeutlicht: „Naja, kann er schon.“ Wenn Bierwisch den Fliegen-Satz geschrieben hätte, würde Ziem ihn bestimmt ebenso kommentiert haben.

Gelegentlich leicht ermüdende rhetorische Scharmützel mit Figuren wie der *reductio ad absurdum* finden sich allenthalben in dem festgefahrenen Stellungskampf zweier großer Paradigmen. Deshalb ist man als Leser froh, dass die anfänglich destruktiven Tendenzen einer dann wieder nahezu versöhnlich konstruktiven weichen. In diesem großen zweiten Teil der Arbeit (Kap. V bis VII) entwickelt Ziem eine doppelte Frame-Semantik.

Frame-Semantik I: Frames als kognitive Repräsentationsformate

Die semantischen Prozesse bei der Konfrontation eines verstehenden Individuums mit sprachlichen Einheiten konzipiert Ziem – grob zusammengefasst – so: Sprachliche Ausdrücke evozieren Frames. Mit diesen Frames werden Sets an Standardwerten aufgerufen. Beispielsweise wird durch *Auto* ein Frame aufgerufen mit „Blech“ als Standardwert in der

Leerstelle „materielle Beschaffenheit“ und „Motor“ in der Leerstelle „Bestandteil“ und vielen weiteren. Durch den Satz *Das Auto hat eine Delle* werden nun mindestens zwei Frames aufgerufen, nämlich durch *Auto* und *Delle*. Durch die Verbindung dieser Frames entstehen neue mit Standardwerten zu besetzende Leerstellen. Ein solcher Standardwert könnte nun „Unfall“ sein. Und diesen ruft das Individuum beim Verstehen ab (vgl. Ziem 2008: 445). Dieses Modell von Auf- und Abrufen nimmt Anleihen aus der Konzeption der *blending theory*, aus der heraus Ziem es entwickelt.

In notwendiger Erweiterung des Grundsatzes der Satzsemantik von von Polenz (1985) rekonstruiert Ziem zunächst die wesentlichen Strukturkonstituenten von Frames, nämlich Leerstellen (slots; vgl. die Polenz'schen Bezugsstellen), konkrete Füllwerte (fillers; vgl. die Polenz'schen expliziten Prädikationen) und Standardwerte (default values; vgl. die Polenz'schen impliziten Prädikationen). Versöhnlich ist diese Grundkonzeption deshalb, weil Ziem von Polenz eigentlich noch zum bekämpften Lager zählt:

Semantisch gesehen bleiben Bezugsrahmen in der von Polenz'schen Konzeption reduktionistisch, obschon sie sich von der syntaxorientierten Sicht der Valenzgrammatik ein Stück weit gelöst haben. Verstehensrelevantes Wissen, als zentraler Gegenstandsbereich einer Semantiktheorie im holistischen Paradigma umfasst weit mehr, als von Polenz' satzinhaltsanalytischer Ansatz zu erschließen vermag.

(Ziem 2008: 300)

Die wesentliche Kritik bleibt dabei: „Auch von Polenz muss sich fragen lassen: Sind mit der vorgeschlagenen Satzinhaltsanalyse wirklich alle Bezugsstellen eines Ausdrucks erfassbar?“ (Ziem 2008: 301) Und hier ist die eigentliche Leistung Ziems zu sehen: Er stellt methodisch abgesichert die richtigen Fragen: „Leerstellen von Frames geben das Prädikationspotential eines sprachlichen Ausdrucks an, und zwar in Gestalt möglicher Bezugsstellen, die sich als Fragen reformulieren lassen.“ (Ziem 2008: 307) Zur Ermittlung dieser Fragen setzt er gewinnbringend die durch Lönneker (2003) modifizierte Hyperonymtypenreduktion von Konearding (1993) ein. Der Kern der vorgeschlagenen Frame-Semantik ist nun die Erklärung von Standardwerten (implizite Prädikationen, referenzermöglichende Eigenschaftsattribuierungen; vgl. Ziem 2008: 336). Die Antwort Ziems lautet: Über rekurrente Schema-Instanz-Beziehungen verfestigen sich (Stichwort: *entrenchment*) bestimmte Leerstellenbesetzungen. Ziem nennt dies: hohe Token-Frequenz, wobei er unter Token das Vorkommen einer bestimmten Konstruktion als Form-Bedeutungs-Paar versteht. Man hat es – in Anlehnung an die Sprachwandeltheorie Kellers (vgl.

Keller 1990) – mit einem Phänomen der dritten Art, mit kognitiven Trampelpfaden zu tun. Die Frage, welches die Standardwerte eines durch einen Ausdruck aufgerufenen Frames sind, wird also mit dem Hinweis darauf beantwortet, wie sie entstehen. Dabei ist *kognitiver Trampelpfad* nicht ausschließlich eine heuristische Metapher. Ziem führt Ergebnisse von Studien an, die experimentelle Evidenzen für „den von Langacker beschriebene[n] Verstärkungseffekt („reinforcing effect““ (Ziem 2008: 353) erbringen (Stichwort: Gedächtnisspur). Im Unterschied zu Standardwerten nun, die aus dem Gedächtnis abgerufen werden müssen, haben Leerstellen „kein kognitives Korrelat, bei ihnen handelt es sich um rein analytische Größen“ (Ziem 2008: 367). Sie spielen deshalb auch eine große Rolle für die zweite Frame-Semantik.

Frame-Semantik II: Frames als Werkzeuge zur Analyse verstehens-relevanten Wissens

An drei Beispielanalysen demonstriert Ziem, wie Frame-Semantik als Analysewerkzeug eingesetzt werden kann. In Kap. V.3 analysiert Ziem „die Bedeutung des Wortes *Scheidung* innerhalb verschiedener Kontexte frame-semantisch“ (Ziem 2008: 272). Hierfür entwickelt er zwei Szenarien und zeigt dann, welche Leerstellen mit welchen konkreten Füll- und mit welchen Standardwerten besetzt sind. Den Nachweis, dass es sich so verhält, führt Ziem über textuelle Fortsetzungen der Szenarien, die als kohärente Textbausteine verstanden werden können, „obwohl zunächst unklar scheint, was der aufgerufene Scheidungs-Frame mit einem *Rechtsanwalt* (Szenario 1), mit *getrennt leben* (Szenario 1') oder *Geld zahlen* (Szenario 1'') zu tun hat“ (Ziem 2008: 277 f.). Steht dieses Beispiel auf wackeligen Beinen, weil Ziem es sich ausgedacht hat und mit ausgedachten Beispielen immer alles bewiesen werden kann, handelt es sich bei den anderen um empirische Analysen. Zum einen geht Ziem der Frage nach, wie innerhalb eines Romans von Murakami durch ein bestimmtes Wort (nämlich *wahrscheinlich*) allmählich ein bestimmter Frame konsolidiert wird, den dieses Wort aufruft. Ziem zeigt an diesem Beispiel, dass eine – wie er es nennt – hohe Type-Frequenz (also das Auftreten verschiedener konkreter Füllwerte, die eine Leerstelle des Frames besetzen) zur kognitiven Verfestigung bestimmter Leerstellen eines Frames und damit des Frames beiträgt. Das eigentliche Ziel ist aber, Standardwerte ermitteln zu können. Hier analysiert Ziem am Beispiel der Heuschrecken-Metapher in der durch Franz Müntefering Mitte April 2005 angestoßenen Kapitalismus-Debatte, wie sich mittels der Frame-Semantik der konzeptuelle Gehalt der Metapher korpusbasiert ermitteln lässt. Ihm geht es dabei

nicht um individuelle Verstehensprozesse, sondern um die Frage, inwiefern die Analyse großer – hier schriftsprachlicher – Korpora da-

rüber Aufschluss geben kann, welche verstehensrelevanten Hintergrundannahmen (Standardwerte) innerhalb eines Diskurszusammenhangs allmählich etabliert werden. (Ziem 2008: 368)

Es zeigt sich auch hier wieder, wie überraschend versöhnlich die von Ziem entwickelte Frame-Semantik doch ist. In der Fußnote 3 des Kapitels VII ist in Bezug auf die Analysen von Fraas (1996), die „einige Parallelen zu der von mir gewählten Methode auf[weisen]“ (Ziem 2008: 369), zu lesen: „Ich hatte bereits ausgeführt, dass Fraas allerdings ihre Konzeption mit dem Zwei-Ebenen-Modell Bierwischer Prägung in Verbindung bringt. Daraus resultieren fundamentale Probleme, vgl. Kap. II. Fraas' Orientierung am modularen Modell hat indes für ihr empirisches Vorgehen keine Konsequenzen.“ (Ziem 2008: 369) Wenn das so ist, können die Probleme von Fraas so fundamental nicht sein, möchte man meinen. Vielleicht ist es ähnlich wie in der Raumfahrt, jedenfalls aus der Sicht eines Mitglieds der Forschungsgruppe NIKOL, der es im Gespräch mit dem radikalen Konstruktivisten Ernst von Glasersfeld in den achtziger Jahren auf den Punkt gebracht hat:

Die gesamte Raumschiffahrt der NASA usw. arbeitet mit Newton. Da ist nicht eine Richtung, nicht eine Gleichung, die die verwenden, die Einstein wäre oder Quantenmechanik. Die arbeiten alle, als ob Newton recht gehabt hätte. Denn für das, was sie wollen, ist Newton gut. Und ich glaube, daß sehr wenige von den Wissenschaftlern dort deswegen Neurosen bekommen, obwohl sie wissen daß die Theorie, die sie verwenden, nach gegenwärtiger Ansicht eigentlich nicht mehr ganz zutreffend ist. (Glaserfeld 1987: 428)

Theorien zu falsifizieren, ist ein nützliches Training. Semantische Analysen aber müssen mit der Falsifikation von Theorien nicht notwendig etwas zu tun haben. Offenbar kann man eine halbe Ebenen-Semantikerin sein und dennoch gute Analysearbeit leisten, die derjenigen eines Vertreters einer nicht-reduktionistischen Theorie sprachlicher Bedeutungen ähnlich ist. Vielleicht kann es in diesem Sinne ja doch zwei geben. Die Frage, ob modularistische oder holistische Ansätze der – was immer das ist – Realität entsprechen, tritt hinter der Frage zurück, wozu man diese Ansätze gebrauchen kann. Und da ist es gut, dass Ziem eine *doppelte* Frame-Semantik entwirft und beispielhaft ausprobiert. Alles Weitere wird sich zeigen. Insbesondere auch, ob die Frame-Semantik gut dafür ist, was Semantiker (und was andere von Semantikern) wollen.

Literatur

- Bierwisch, Manfred (1979). Wörtliche Bedeutung – Eine pragmatische Gretchenfrage. In *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978*, Inger Rosengren (Hg.), 63–85. Lund: Gleerup.
- Bierwisch, Manfred (1983). Psychologische Aspekte der Semantik natürlicher Sprachen. In *Richtungen der modernen Semantikforschung*, Wolfgang Motsch & Dieter Viehweger (Hgg.), 15–64. Berlin: Akademie.
- Busse, Dietrich (1991). *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich (2008). Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik. In *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, Heidrun Kämper & Ludwig M. Eichinger (Hgg.), 73–114. Berlin, New York: de Gruyter.
- Chomsky, Noam (1965). *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Demmerling, Christoph (2002). *Sinn, Bedeutung, Verstehen. Untersuchungen zu Sprachphilosophie und Hermeneutik*. Paderborn: Mentis.
- Dölling, Johannes (2001). *Systematische Bedeutungsvariationen: Semantische Form und kontextuelle Interpretation*. Linguistische Arbeitsberichte 76. Universität Leipzig.
- Fillmore, Charles J. (1975). An alternative to checklist theories of meaning. In *Proceedings of the first annual meeting of the Berkeley Linguistics Society*, Cathy Cogen et al. (eds.), 123–131. Berkeley: Berkeley Linguistics Society.
- Fillmore, Charles J. (1982). Frame Semantics. In *Linguistics in the morning calm*, The Linguistic Society of Korea (ed.), 111–137. Seoul: Hanshin Publishing Company.
- Fillmore, Charles J. (1985). Frames and the semantics of understanding. *Quaderni di Semantica* 6 (2): 222–254.
- Fraas, Claudia (1996). *Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte „Identität“ und „Deutsche“ im Diskurs zur deutschen Einheit*. Tübingen: Narr.
- Glaserfeld, Ernst von (1987). Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus. Ernst von Glaserfeld im Gespräch mit NIKOL (1982, 1984), In *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Siegfried J. Schmidt (ed.), 401–440.
- Kay, Paul & Charles J. Fillmore (1999). Grammatical constructions and linguistic generalizations: The What's X doing Y? construction. *Language* 75 (1): 1–33.
- Keller, Rudi (1990). *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen, Basel: Francke. 3. Aufl. 2003.
- Konerding, Klaus-Peter (1993). *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Tübingen: Niemeyer.
- Lönneker, Birte (2003). *Konzeptframes und Relationen. Extraktion, Annotation und Analyse französischer Corpora aus dem World Wide Web*. Berlin: Aka.
- Polenz, Peter von (1985). *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schwarz, Monika (1992). *Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität: repräsentationale und prozedurale Aspekte der semantischen Kompetenz*. Tübingen: Niemeyer.
- Schwarz, Monika (2000). *Indirekte Anaphern in Texten. Prinzipien der domänen gebundenen Referenz im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.

Sven Staffeldt

Würzburg (sven.staffeldt@uni-wuerzburg.de)

Alan C. L. Yu: A Natural History of Infixation. Oxford: Oxford University Press 2007 (Oxford Studies in Theoretical Linguistics, 15). xi + 264 Seiten.

THOMAS STOLZ

Infixe sind morphologische Sonderlinge. Ihr Einsatz führt zur Unterbrechung zusammenhängender Segmentketten eines bedeutungstragenden Elementes, in der Regel des lexikalischen Morphems einer gegebenen Wortform. In der austronesischen Sprache Chamorro (auf den Marianen gesprochen) gibt es zwei multifunktionale Infixe *-um-* und *-in-*, die dies veranschaulichen (Topping 1973): Das englische Lehnwort *piknik* ‚Picknick‘ kann durch Infigierung von *-um-* verbalisiert werden, also *p-um-iknik* ‚er picknickte‘, während aus *li'e* ‚sehen‘ durch Infigierung von *-in-* u. a. der Patiensfokus ausgedrückt werden kann, also *l-in-i'e* ‚er wurde gesehen‘. Der Slot für diese Infixe liegt in den Beispielen unmittelbar rechts vom Auftakt der ersten Silbe des lexikalischen Morphems (s. u.), das durch *-um-/in-* in zwei Teile getrennt wird. In dieser Hinsicht unterscheiden Infixe sich von ihren weiter verbreiteten und besser bekannten affixalen Gegenstücken, den Suffixen und Präfixen, die üblicherweise Randpositionen in Wortformen besetzen und andere Morphe nicht diskontinuierlich machen. Dieser Unterschied im morphotaktischen Verhalten macht die Infixe zu einem interessanten Gegenstand, mit dem sich nicht nur Morphologen, sondern auch Typologen und Universalienforscher sowie Sprachtheoretiker aller Denkschulen auseinandersetzen sollten.

Mit seiner Monographie nimmt Yu den Faden wieder auf, den u. a. Ultan (1975) und Moravcsik (1977, 2000) aus crosslinguistischer Sicht zu spinnen begonnen hatten. Er möchte allgemeine Gesetzmäßigkeiten synchroner und diachroner Art über Infixe aufstellen und bedient sich dabei des großangelegten Sprachvergleichs, der auf einem Sample von 111 Sprachen weltweit basiert. Yu geht von der an Steinthal (1850) gemahnenden Prämisse aus, dass man gegebene Fakten nicht verstehen kann, wenn man ihre Geschichte nicht kennt. Die integrative Betrachtung von synchronen, diachronen und typologischen Perspektiven sowie die recht detaillierte Diskussion von Daten aus dem Bereich von Sprachspielen tragen substanziell zu dem bei, was Yu seinen holistischen Ansatz nennt, den Wälchli (2008) in seiner Rezension der *Natural History of Infixation* als exemplarisch für zukünftige Forschungsprogramme heraushebt. Dem stimme ich gerne zu – unter der Einschränkung, dass die verschiedenen Säulen des propagierten holistischen Ansatzes noch wesentlich deutlicher aufeinander bezogen werden müssten, als dies im hier besprochenen Werk der Fall ist. Es bleibt unklar, welche Evidenz in welchem Maße zu gewichten ist und wie das Bild aussähe, wenn andere

Quellen (z. B. patholinguistische oder andere psycholinguistische Evidenz o. Ä. (so auch Wälchli 2008)) mit herangezogen worden wären. Dass Zusammenhänge zwischen diachronem, synchronem und crosslinguistischem Verhalten von Infixen bestehen, wird allerdings auch so schon deutlich.

Yu beobachtet beispielsweise, dass es eine signifikante crosslinguistische Präferenz für Infigierung gibt, die auf eine Randposition hin orientiert ist, wohingegen die an der (prosodischen) Prominenz orientierte Infigierung nur in einer verschwindend kleinen Anzahl seiner Samplesprachen vorkommt. Yu hat für diese Asymmetrie eine Erklärung. Zunächst geht er davon aus, dass Infigierung sich an sog. Pivots ausrichtet, das sind Struktureinheiten, relativ zu denen Infixe positioniert werden. Dabei sind auf den Rand von Einheiten, in die infigiert wird, bezogene Pivots von solchen zu unterscheiden, die beispielsweise als Träger des Stärkedruckakzents o. Ä. prominent sind. Yu argumentiert überzeugend dafür, dass als Pivots auch Einheiten unterhalb der Silbenebene bis hin zum Einzelsegment fungieren können. Hier meint der Autor Unterschiede zwischen linkem und rechtem Rand feststellen zu können; dies schlägt sich darin nieder, dass nur am rechten Rand mit der (letzten) Silbe als Pivot gerechnet wird, während am linken Rand die (erste) Silbe keine Orientierungshilfe bietet. Fälle, bei denen der Slot für das Infix scheinbar nach der erste Silbe liegt, löst Yu dahingehend auf, dass sie genauso gut als auf den ersten Vokal bezogen interpretierbar sind. Dies wird speziell dann deutlich, wenn die Infigierung bei codalosem komplexem Nukleus (Diphthong, Langvokal) unmittelbar rechts von der ersten More erfolgt. Allerdings sind einige von Yus Beispielen – wie er selbst eingesteht – interpretativ unklar, d. h. die erste Silbe könnte eventuell doch den Status eines (minoritären) Pivots haben. Gleiches gilt auch für die auffällig seltenen Fälle von prominenz-gesteuerter Infigierung: In einer kleinen Anzahl von Fällen, die Yu diskutiert, räumt der Autor ein, dass die Infigierung alternativ auch als an der akzenttragenden Silbe orientiert interpretiert werden könne, da keine ganz eindeutige Evidenz vorliegt. Als hauptsächliche Pivots erkennt Yu den ersten Konsonanten, den ersten Vokal, die letzte Silbe, den letzten Vokal sowie die betonte (oder prosodisch markierte) Silbe an. Alle anderen möglichen Pivots sind seiner Auffassung nach strittig.

Die deutliche Präferenz für an Randpositionen orientierter Infigierung erklärt Yu damit, dass es sich bei Infixen in der Regel um Affixe handelt, die historisch einen Präfix- oder Suffixslot besetzen sollten bzw. besetzten, dann aber auf verschiedenen Wegen „nach innen gerutscht“ sind. Ihre ehemalige Außenposition wird durch die Orientierung an den Wortformrändern reflektiert. Für die Migration von der externen in die interne Position gibt Yu drei Szenarien, nämlich die überwiegend phonolo-

gisch konditionierte Metathese, das sog. Entrapment, das morphologisch motiviert ist, sowie die Entwicklung von Infixen aus wortinternen reduplikativen Konstruktionen. Der Standardfall bei Entrapment sieht vor, dass von zwei konkatenerativen Affixen das jeweils äußere durch Reanalyse von anderen Wortformen, in denen nur das äußere Affix auftritt, als Teil des lexikalischen Morphems interpretiert wird, so dass dieses erweiterte lexikalische Morphem in anderen paradigmatischen Positionen durch das innere Affix, das seine grammatischen Funktionen beibehalten hat, unterbrochen wird. Inwiefern auch aus wort-interner Kongruenz (Stolz 2007) Infigierung entstehen kann, müsste noch untersucht werden. (Partielle) Reduplikation kann dann zur Entstehung von Infixen beitragen, wenn sie beispielsweise mit morphologischen Prozessen am Stamm oder seiner Kopie verbunden ist und die Morphemgrenzen verschoben werden. Dabei können Reduktionsprozesse und andere Veränderungen soweit gehen, dass keine direkte lautliche Ähnlichkeit mehr zwischen den verbleibenden Segmenten und anderen Teilen der Wortform besteht. Die Segmente können dann als Affixe – in diesem Fall als Infixe – reanalysiert werden.

Eine vierte diachrone Quelle von Infixen ist die „spontane“ Entstehung als „Auswuchs“ („Excrescence“) ohne affixale Vorstufe (Haspelmath 1995). Dies sind die Fälle, die Yu als genuine Infigierung betrachtet. Für alle anderen Entstehungsweisen ist anzunehmen, dass Infixe aus anderen Affigierungstechniken einschließlich Reduplikation hervorgehen. Der Autor betont wiederholt, dass diese Infixe letztlich nur „verlegte“ Präfixe oder Suffixe sind. Auf meine eingangs der Rezension gebrachten Beispiele aus dem Chamorro lässt sich die Argumentation Yus übertragen. Bei vokalisch anlautenden Stämmen erscheinen beide Infixe als Präfixe: *apaga* ‚bezahlen‘ → *um-apaga* ‚er bezahlte‘, *amte* ‚behandeln (Wunde)‘ → *in-amte* ‚geheilt‘. Hier könnte man mit Yu annehmen, dass die Präfixfunktion die „eigentliche“ ist und dahingehend reanalysiert wurde, dass der erste Vokal als Pivot verstanden und generalisiert wurde, sodass bei konsonantisch anlautenden Stämmen die Affixe *-um-/in-* wie bei vokalisch anlautenden Stämmen unmittelbar links vor dem ersten Vokal ihren Slot erhielten, also rechts vom gefüllten Auftakt landeten. „Echte“ Infixe benötigen eine solche Vorgeschichte nicht. Sie sind jedoch allem Anschein nach morphologische Raritäten; daneben gibt es Fälle von Schein-Infigierung beispielsweise in einer Reihe von Sprachspielen, die Yu allesamt als „falsche Freunde“ entlarvt.

In diesem Zusammenhang hätte ich mir gewünscht, dass auch auf andere morphologische Verfahren eingegangen worden wäre, die Diskontinuität schaffen (oder zu schaffen scheinen – wie die ominösen Transfixe). Der einzige von Yu ausgiebig behandelte Fall von „echter“ Infigierung ist das sog. homerische Infix *-ma-* (benannt nach der Trickfilmfigur

Homer Simpson, die das Muster im englischen Sprachraum populär gemacht hat). Dabei wird *-ma-* zur Bildung deprekativer Ausdrücke nach einem zweisilbigen Trochäus als Fuß gesetzt (was zu Formen wie *saxo-ma-phone* ‚so’n blödes Saxofon‘, *Missi-ma-ssippi* ‚der elende Mississippi‘ führt). Natürlich fällt das *-ma-* weder vom Himmel noch „wächst“ es aus seiner Umgebung „heraus“. Auch das homerische Infix hat eine relativ gut nachvollziehbare Entwicklung durchgemacht, die Yu auf das durch Allegroaussprache auf /ma/ reduzierte englische *may* in konventionalisierten Ausdrücken wie *Whatchamacallum* ‚Wie heißt das noch gleich? Dingsbums‘ (< *What do you call him* + *what you may call him*) zurückführt. Dieses *-ma-* taucht in einer Reihe ähnlicher leicht abwertend konnotierter Ausdrücke auf, so dass es als „Deprekativ-Marker“ interpretiert und generalisiert werden konnte. Im Unterschied zur Masse der Infixe ist dieses *-ma-* jedoch nicht vom Rand ins Innere gewandert, sondern hat *in situ* eine Reanalyse erfahren.

Die Darstellung der Analysen folgt moderat den bekannten Formaten der Optimalitätstheorie, ohne dabei den in dieser Ausrichtung weniger belesenen Linguisten zu überfordern. Das Buch ist leider nicht ganz fehlerfrei, speziell im abschließenden Teil 6 häufen sich die Druckfehler, die gelegentlich auch bei den objektsprachlichen Beispielen auftreten. Das lettische Beispiel für iterative Pseudo-Infixierung in Sprachspielen bezieht sich auf ein eindeutig deutsches Wort (*erschlug* (S. 199)). Mich hätte interessiert, aus welchem lettischen Kontext das Beispiel stammt. Die Bibliographie ist stellenweise ein gutes Stück davon entfernt, die üblichen philologischen Standards zu erfüllen, wenn Seitenangabe, Erscheinungsorte und andere Angaben bruchstückhaft oder gar nicht geliefert werden.

Von diesen wenigen Monita abgesehen haben wir es mit einer sehr anregenden Studie zu tun, die hoffentlich weitere Untersuchungen zur Infixierung nach sich ziehen wird. *A Natural History of Infixation* ist ein Buch, das ich jedem Morphologen und Typologen zur Lektüre empfehle.

Literatur

- Haspelmath, Martin (1995). The growth of affixes in morphological reanalysis. *Yearbook of Morphology* 1994: 1–29.
- Moravcsik, Edith (1977). *On Rules of Infixing*. Bloomington: University of Indiana.
- Moravcsik, Edith (2000). Infixation. In *Morphology. An International Handbook on Inflection and Word-Formation*, Geert Booij et al. (eds.), 545–552. Berlin, New York: de Gruyter.
- Steinthal, Heyman (1850). *Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee*. Berlin: Dümmler.
- Stolz, Thomas (2007). Word-internal agreement. *Sprachtypologie und Universalienforschung* 60: 219–251.

- Topping, Donald (1973). *Chamorro reference grammar*. Honolulu: University of Hawaii Press.
- Ultan, Russell (1975). Infixes and their origins. In *Linguistic Workshop III*, Hansjakob Seiler (ed.), 157–205. München: Fink.
- Wälchli, Bernhard (2008). Review of Alan C. L. Yu, A Natural History of Infixation. *Linguistic Typology* 12: 143–154.

Thomas Stolz

Bremen (stolz@uni-bremen.de)